



**HENNING MANKELL**

Die  
italienischen  
Schuhe

ROMAN / ZSOLNAY

»Ich habe Zahnweh«, sagte er, nachdem er mühsam auf den Landungssteg geklettert war.

»Meinst du, daß ich was dagegen tun kann?«

»Du bist Arzt.«

»Aber kein Zahnarzt.«

»Es tut hier unten links weh.«

Jansson sperrte den Mund auf, als hätte er plötzlich hinter mir etwas Entsetzliches entdeckt. Meine eigenen Zähne sind in einem einigermaßen guten Zustand. Mir reicht gewöhnlich ein Zahnarztbesuch pro Jahr.

»Ich kann nichts tun. Du mußt zum Zahnarzt gehen.«

»Du kannst es dir doch wenigstens anschauen.«

Jansson würde nicht lockerlassen.

Ich ging ins Bootshaus und holte eine Taschenlampe und einen Halsspatel. »Mach jetzt den Mund auf!«

»Er ist auf.«

»Sperr ihn weiter auf.«

»Ich kann nicht.«

»Dann sehe ich nichts. Dreh dein Gesicht zu mir!«

Ich leuchtete Jansson in den Mund und schob die Zunge zur Seite. Die Zähne waren gelb und voller Zahnstein. Er hatte viele Plomben. Aber das Zahnfleisch wirkte gesund, und ich konnte keine Löcher entdecken. »Ich kann nichts sehen.«

»Aber es tut doch weh.«

»Du mußt zum Zahnarzt. Nimm eine Schmerztablette!«

»Die sind mir ausgegangen.«

Aus meiner Medikamentenschublade suchte ich eine Schachtel mit Schmerztabletten heraus. Er steckte sie in die Tasche. Wie üblich machte er keine Anstalten zu fragen, was es kostete. Weder die Konsultation noch die Schmerztabletten. Jansson ist ein Mensch, der meine Großzügigkeit für gegeben nimmt. Wahrscheinlich mag ich ihn deshalb nicht. Es ist schwierig, jemand, den man nicht mag, zum engsten Freund zu haben.

»Ich habe ein Päckchen für dich. Es ist ein Geschenk der Post.«

»Seit wann macht die Post Geschenke?«

»Es ist ein Weihnachtsgeschenk. Jeder bekommt ein Päckchen von der Post.«

»Wozu?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich will nichts haben.«

Jansson kramte in seinen Säcken und überreichte mir ein kleines, flaches Päckchen. Auf dem Umschlag wünschte mir der Generaldirektor der Post frohe Weihnachten.

»Es kostet nichts. Wirf es weg, wenn du es nicht haben willst.«

»Du kannst mir nicht weismachen, daß man von der Post irgend etwas gratis kriegt.«

»Ich will dir gar nichts weismachen. Alle bekommen das gleiche Päckchen. Und es kostet

nichts.«

Janssons Hartnäckigkeit ist für mich manchmal sehr anstrengend. Ich hatte keine Kraft mehr, hier in der Kälte zu stehen und mit ihm zu streiten. Ich riß das Päckchen auf. Es enthielt zwei reflektierende Bänder und die Aufforderung: »Sei achtsam im Verkehr. Grüße von der Post.«

»Was soll ich mit Reflexbändern anfangen? Hier gibt es keine Autos, und der einzige Fußgänger bin ich.«

»Eines Tages bist du es vielleicht leid, hier zu wohnen. Dann können Reflexbänder nützlich sein. Hast du etwas Wasser? Ich muß eine Tablette nehmen.«

Ich habe Jansson niemals mein Haus betreten lassen. Auch diesmal hatte ich nicht die Absicht. »Du mußt einen Becher mit Schnee am Motor schmelzen.«

Ich ging ins Bootshaus, suchte den Deckel einer alten Thermoskanne heraus und preßte Schnee hinein. Jansson warf eine der Brausetabletten hinein. Während der Schnee an dem heißen Motor schmolz, standen wir schweigend da und warteten.

Er leerte den Becher. »Ich komme am Freitag wieder. Dann fällt es über Weihnachten aus.«

»Ich weiß.«

»Wie wirst du Weihnachten feiern?«

»Ich werde Weihnachten nicht feiern.«

Jansson machte eine Geste zu meinem roten Haus hin. Ich befürchtete, er würde in seinen zusammengewürfelten Sachen wie ein geschlagener Ritter in einer allzu schweren Rüstung umfallen. »Du solltest Lichterketten um dein Haus wickeln. Das belebt.«

»Nein danke. Ich ziehe die Dunkelheit vor.«

»Warum kannst du es dir nicht ein bißchen gemütlich machen?«

»Ich habe es genau so, wie ich es haben will.«

Ich drehte ihm den Rücken zu und begann, zum Haus zurückzugehen. Die Reflexbänder warf ich in den Schnee. Als ich auf der Höhe des Holzschuppens war, hörte ich den Hydrokopter mit einem Aufheulen starten. Es klang wie ein Tier in äußerster Not. Der Hund saß auf der Treppe und wartete. Er kann dankbar dafür sein, daß er nichts hört. Die Katze lauerte am Apfelbaum und betrachtete die Seidenschwänze, die an der Speckschwarte herumpickten.

Manchmal fehlt mir jemand zum Reden. Die Gespräche mit Jansson sind eigentlich keine. Nur Geschwätz. Steggeschwätz. Er schwatzt von Dingen, die mich nicht interessieren. Er verlangt, daß ich Diagnosen über seine eingebildeten Krankheiten stelle. Mein Steg und mein Bootshaus sind zu einer Art Privatklinik mit einem einzigen Patienten geworden. Im Lauf der Jahre habe ich Blutdruckmanschetten und Instrumente für die Entfernung von Wachspfropfen neben den alten Fischergarnen im Bootshaus gelagert. Mein Stethoskop hängt zusammen mit einem Lockvogel, den mein Großvater angefertigt hat, an einem

Holzhausen. In einer speziellen Schublade verwahre ich verschiedene Medikamente, die Jansson eventuell brauchen könnte. Die Bank auf dem Steg, auf der mein Großvater gern saß und Pfeife rauchte, nachdem er die Flundergarne gesäubert hatte, nutze ich jetzt als Untersuchungsfläche, wenn Jansson sich hinlegen muß. Im Schneegestöber habe ich seinen Bauch abgetastet, wenn er glaubte, von Magenkrebs befallen zu sein, und ich habe seine Beine untersucht, wenn er überzeugt war, daß er an schleichendem Muskelschwund litt. Oft habe ich gedacht, daß meine Hände, die einst dazu dienten, komplizierte Operationen durchzuführen, jetzt einzig und allein dazu taugten, plumpe Leibesvisitationen an Janssons beneidenswert wohlbehaltenem Körper durchzuführen.

Aber Gespräche? So kann man unsere Art, miteinander zu schwatzen, nicht nennen.

Ich war manchmal in Versuchung, Jansson nach seinen Ansichten zu fragen. Über das Leben und den Abgrund, der uns erwartet. Aber er würde nicht verstehen. In seinem Leben geht es um Briefe, Briefmarken, Einschreibe- und Wertbriefe, Ein- und Auszahlungen und eine ungeheure Menge Werbung. Außerdem hat er Probleme mit seinem Boot und mit dem Hydrokopter. Wenn das Meer eisfrei ist, benutzt er ein umgebautes Fischerboot, das er in Västervik gekauft hat. Darin befindet sich ein uralter Säckelmotor, der es bestenfalls auf acht Knoten bringt. Den Hydrokopter hat er in Norwegen gekauft, und er hat zugegeben, daß er gründlich übers Ohr gehauen wurde. Bei all seinen Problemen hat Jansson höchstwahrscheinlich keine Ansichten über den Abgrund.

Jeden Tag mache ich jetzt einen Rundgang um mein eigenes Boot, das an Land steht. Es ist nun drei Jahre her, seit ich es heraufzog, um es in Ordnung zu bringen. Daraus wurde nichts. Es ist ein feines geklinkertes Holzboot, das jetzt von Wetter und Nachlässigkeit zerstört wird. Es sollte nicht so sein. Im Frühjahr will ich mich ernstlich damit befassen.

Ich frage mich, ob ich das wirklich tun werde.

Ich ging hinein und machte mit meinem Puzzle weiter. Das Motiv ist ein Gemälde von Rembrandt, *Die Nachtwache*. Ich habe es vor langer Zeit bei einer Lotterie gewonnen, die vom Krankenhaus in Luleå veranstaltet wurde. Damals war ich seit kurzem dort Chirurg und versteckte meine Unsicherheit hinter einer großen Portion Selbstgefälligkeit. Da das Motiv dunkel ist, ist es ein sehr schwieriges Puzzle. An diesem Tag schaffte ich es nur, ein einziges Teil zu plazieren. Ich machte mir etwas zu essen und hörte während der Mahlzeit Radio. Das Thermometer zeigte jetzt minus 21 Grad. Es war sternklar, und es würde vor der Morgendämmerung noch kälter werden. Es schien auf einen Kälterekord hinzusteuern. War es je so kalt gewesen? Vielleicht in einem der Kriegswinter? Ich beschloß, Jansson danach zu fragen, der über solche Dinge gewöhnlich Bescheid weiß.

Etwas beunruhigte mich.

Ich legte mich aufs Bett und versuchte zu lesen. Ein Buch über die Ankunft der Kartoffel in unserem Land. Ich hatte es schon mehrmals gelesen. Vermutlich, weil darin keine Gefahren lauern. Ich konnte umblättern, ohne von etwas Unangenehmem und Unerwartetem überfallen zu werden. Um Mitternacht löschte ich das Licht. Meine beiden

Tiere waren schon eingeschlafen. Es knackte und ächzte in den Holzwänden.

Ich bemühte mich, einen Entschluß zu fassen. Sollte ich weiterhin meine Festung bewachen? Oder sollte ich mich geschlagen geben und versuchen, etwas aus dem Leben zu machen, das wahrscheinlich noch vor mir lag?

Ich faßte keinen Entschluß. Ich lag da und schaute in die Dunkelheit hinaus und dachte, mein Leben würde weitergehen wie bisher. Nichts Entscheidendes würde geschehen.

Es war Wintersonnenwende. Die längste Nacht und der kürzeste Tag des Jahres. Später würde ich denken, daß es eine Bedeutung hatte, die mir nicht bewußt war.

Es war ein ganz gewöhnlicher Tag gewesen. An dem es sehr kalt war, und an dem eine erfrorene Sturmmöwe und zwei Reflexbänder von der Post draußen im Schnee an meinem Landungssteg lagen.

WEIHNACHTEN GING vorüber. Silvester ging vorüber.

Am dritten Januar zog ein Schneesturm vom Finnischen Meerbusen über das Schärenmeer. Ich stand oben auf dem Felsen hinter dem Haus und sah, wie sich die schwarzen Wolken am Horizont türmten. Innerhalb von elf Stunden schneite es vierzig Zentimeter. Ich mußte durch ein Küchenfenster kriechen, um die Haustür freizuschaufeln.

Als der Schneesturm vorüberzog, notierte ich in meinem Logbuch: »Die Seidenschwänze verschwunden. Die Speckschwarte verlassen. Minus sechs Grad.«

Insgesamt 68 Buchstaben und ein paar Punkte. Wozu tat ich das?

Es war Zeit für mich, in mein Eisloch einzutauchen. Der Wind schnitt durch den Körper, als ich zum Steg stapfte. Ich hackte das Loch auf und stieg hinunter. Die Kälte brannte.

Gerade als ich herausgeklettert war, um zum Haus zurückzukehren, wurde es zwischen zwei Windböen still. Etwas bewirkte, daß ich Angst bekam und den Atem anhielt. Ich drehte mich um.

Draußen auf dem Eis stand ein Mensch.

Eine schwarze Gestalt in all dem Weißen. Die Sonne lag knapp über dem Horizont. Ich kniff die Augen zusammen, um zu erkennen, wer es war. Ich konnte sehen, daß es eine Frau war. Es sah aus, als stünde sie da an ein Fahrrad gelehnt. Dann erkannte ich, daß es ein Rollator war. Ich fror so sehr, daß ich zitterte. Wer es auch war, ich konnte nicht nackt neben meinem Eisloch stehen. Ich eilte zum Haus hinauf und fragte mich, ob ich ein Gespenst gesehen hatte.

Nachdem ich mich angezogen hatte, nahm ich mein Fernglas und stieg auf den Felsen hinauf.

Ich hatte es mir nicht eingebildet.

Die Frau auf dem Eis war noch da. Ihre Hände ruhten auf den Griffen des Rollators. Über einem Arm hing eine Handtasche. Sie hatte einen Schal um die Zipfelmütze gewickelt, die tief in die Stirn gezogen war. Ich hatte Schwierigkeiten, ihr Gesicht im Fernglas zu erkennen. Woher kam sie? Wer war sie?

Ich versuchte zu denken. Wenn sie hier richtig war, wollte sie mich besuchen. Hier gibt es niemand außer mir.

Ich hoffte, sie hätte sich verirrt. Ich wollte keinen Besuch bekommen.

Noch immer stand sie regungslos da, die Hände auf den Handgriffen des Rollators. Ich verspürte ein wachsendes Unbehagen. Es war etwas Bekanntes an der Frau draußen auf dem Eis.

Wie war sie mit dem Rollator durch den Schneesturm übers Eis gelangt? Es waren drei